

A black and white portrait of a man with dark, wavy hair and a light beard, looking off to the side. He is wearing a light-colored, button-down shirt. The background is a plain, light color.

PATRICK
FISCHER

Zwei Welten.
Ein Weg.

GAME
TIME

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Bestseller
Bestseller

PATRICK FISCHER

GAME TIME

Zwei Welten. Ein Weg.

Geschrieben von Doris Büchel

WÖRTERSEH

Alle Rechte vorbehalten, einschliesslich derjenigen des
auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© Wörterseh, Lachen

Wörterseh-Bestseller als Taschenbuch

1. Auflage 2022

Die Originalausgabe erschien 2021 als

Hardcover mit Schutzumschlag

Lektorat: Andrea Leuthold

Korrektorat: Lydia Zeller

Foto Umschlag: © Mädy Georgusis

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina

Bildteil: Privatarchiv, alle anderen Fotos sind gekennzeichnet

Bildbearbeitung: Michael C. Thumm

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Beate Simson

Druck und Bindung: CPI Books GmbH

ISBN 978-3-03763-324-3 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-03763-124-9 (Originalausgabe)

ISBN 978-3-03763-810-1 (E-PDF)

www.woerterseh.ch

»Mitakuye oyasin – wir sind alle miteinander verbunden«

LAKOTA



*Gewidmet all den Menschen,
die mich in meinem Leben
liebevoll oder schmerzhaft berührt haben
und mich dadurch die Vielfalt aller Emotionen
erleben liessen.*

Inhalt

Vorwort der Autorin	11
AUFBRECHEN	15
Alles fängt mit einem Grüezi an	17
UNTERWEGS SEIN	39
Vreny und Walter Fischer, Eltern	
»Die Höchststrafe? Kein Hockeytraining!«	41
Wurzeln im »Herti«	47
Geld war nie meine Motivation – okay, ein Mal	58
Wayne Gretzky, »The Great One«	
»Er war ein selbstloser Spieler«	113
Distanz schafft Ruhe und Klarheit	117
Marco Fischer, Bruder	
»Nature Loves Courage«	129
Du brauchst ein Label	134
Arno Del Curto, HCD-Trainerlegende und Mentor	
»Nie, wirklich nie die Integrität verlieren!«	157

Das Momentum – der Heilige Gral	164
Christian »Wolwo« Wohlwend, Freund und HCD-Coach	
»Jetzt sind wir also im Final, wir zwei Clowns«	216
ANKOMMEN	221
Fadengerade	223
Mädy Georgusis, Lebenspartnerin	
»Das hat das Leben gut für uns eingefädelt«	225
Sandra Fischer, Schwester	
»Mir imponierte seine Konsequenz«	228
Den eigenen Weg gehen	230
Dank	233

Vorwort der Autorin

Drei Eishockeymatches habe ich bisher live gesehen, alle anlässlich des Spengler Cup in Davos. Was mich dabei besonders beeindruckte, waren Tempo und Dynamik der Spiele. Sie waren dermassen hoch, dass ich die allergrösste Mühe hatte, den winzig kleinen Puck von der Tribüne aus im Auge zu behalten. Egal. Mir gefiel die Mentalität des Sports. Und mir gefällt der Hockeyspieler mit seinem Holzfällercharme, seiner Unerschrockenheit, dem Playoff-Bart, der Zahnücke und seiner Agilität und Bodenständigkeit, die er selbst dann behält, wenn er dank seinem Können längst zum Millionär geworden ist. Zumindest rede ich mir ein, dass es so ist.

Ich mag Sport, treibe selber welchen und lebe seit zwanzig Jahren an der Seite eines ehemaligen Skirennfahrers, was mir einen faszinierenden Einblick, quasi einen Fensterplatz in das Innenleben eines Spitzensportlers, beschert. So kam es, dass ich mich, nebst den Resultaten, vor allem für die stillen Momente im Leben eines Sportlers interessiere. Diejenigen, die weniger in den Tageszeitungen kommentiert und kaum an den Stammtischen verhandelt werden. Die Momente, bevor die Scheinwerfer in der Arena angehen; die Momente in den Katakomben, im Starthaus, zwischen den Läufen; die Momente, nachdem die Sportlerin die Tür hinter sich geschlossen hat und mit sich, ihrem Sieg oder ihrer Niederlage allein ist. Mich interessiert der Mensch hinter der Rangliste. Wie geht er mit dem massiven Druck um? Wie fühlt sich dieser Druck an? Wie verarbeitet die Athletin die ganze Band-

breite an Emotionen, die während eines einzigen Wettkampftages auf sie niederprasseln? Woher nimmt der Sportler die Kraft, immer wieder aufzustehen, weiterzumachen, dranzubleiben?

Dann befasste ich mich mit Patrick Fischer – einst einer der besten Hockeyspieler der Schweiz und heute Nationalcoach –, von dem ich gelesen hatte, dass er mit indigenen Völkern im Dschungel gelebt habe und über eine ausgeprägte spirituelle Seite verfüge. Und ich fragte mich: Wie gelingt ihm der Tanz zwischen der taffen Hockeywelt und der feinsinnigen geistigen Welt? Oder ist es gar kein leichtfüssiger Tanz? Sondern ein beschwerlicher Berglauf, nahe am Limit? Wie bringt er das unter einen Hut? Und all dies unter den kritischen Augen der Öffentlichkeit?

Fragen über Fragen. Und noch mehr Fragen taten sich während unseres Kennenlernens auf: Patrick, wie gehst du mit dem Wissen um, dass du umso tiefer fallen kannst, je höher du auf der Karriereleiter steigst? Was hat es mit dir gemacht, als du die einmalige Chance hattest, Teil der NHL zu werden, du aber für diesen Traum deinen kleinen Sohn daheim zurücklassen musstest? Wie war das genau mit Wayne Gretzky? Wie fühlt sich Kritik an? Kannst du verlieren? Und überhaupt, woher nimmst du den Mut, dich so untypisch schweizerisch hinzustellen und zu sagen: »Die Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft wird Weltmeister«? Oder ist es gar nicht Mut, sondern Übermut? Oder vielmehr ein unendliches Vertrauen in dich und deine Mannschaft? Falls ja, woher kommt es?

Um Antworten zu bekommen, traf ich mich mit Patrick Fischer in Bad Ragaz, Buchs, Davos, Glarus, Lugano, Sulz, Visp, Zug oder Zürich – in Autobahnraststätten, Eishallen, Hotellounges und Restaurants, am Küchentisch, am Pool oder im Tipi-Zelt. Und ja, ich war auch in der Garderobe (nein, es riecht dort nicht so streng wie angenommen). In den unterirdischen Gängen der Lonza Arena in Visp lernte ich einen anderen »Fischi« kennen. Der

charismatische Strahlemann wich dem fokussierten Nati-Coach, der nicht lange fackelte und seiner Mannschaft messerscharfe Ansagen lieferte in einem fesselnden Kauderwelsch aus Englisch und Schweizerdeutsch, einem Hockeyslang, der mir zwar imponierte, den ich aber beim besten Willen nicht verstand. Es war ein Feuerwerk. Ich versuchte zu folgen – und versagte. Ganz im Gegensatz zu seinen Jungs, die ihm, in kompletter Hockeymontur, an den Lippen hingen und offenbar genau wussten, was ihr Coach von ihnen erwartete. Jedenfalls gewann das Nationalteam anschließend das Vierländerturnier und schlug Russland im Final mit 8:2.

Patrick Fischer nahm sich Zeit, war präsent, erzählte lustvoll, mit Witz und Tiefgang. Auch Weggefährten teilten Erinnerungen – Arno Del Curto zum Beispiel, die Schweizer Trainerlegende und der Coach, der Patrick am meisten prägte. Und ich durfte Wayne Gretzky am Telefon befragen – der Kanadier ist »The Great One«, eine lebende Eishockeylegende.

Nun habe ich also tatsächlich ein Hockeybuch geschrieben. Wobei es natürlich nicht wirklich ein Hockeybuch ist, weil es sich längst nicht nur an Sportlerinnen und Sportler richtet, an Coaches, Spieler und Fans, sondern an alle Frauen und Männer, Junge und Alte, die sich, genau wie ich, für Menschen interessieren, für Brüche in Biografien, die Kehrseite der Medaille, die Stille zwischen den Zeilen. Dieses Buch ist eine Momentaufnahme. Es protokolliert unsere Gespräche, die zwischen August 2019 und Januar 2021 stattfanden. Und es enthält eine Message – aber lassen wir Patrick Fischer nun selber erzählen und tauchen wir ein in das Spiel des Lebens.

Doris Büchel, im März 2021

AUFBRECHEN



Alles fängt mit einem Grüezi an

Es war Ende April 2013, wir standen in den letzten Vorbereitungen für die Eishockey-Weltmeisterschaft, die Anfang Mai in Schweden und Finnland stattfinden würde. Wir – Nationaltrainer Sean Simpson, sein langjähriger Assistententrainer Colin Muller und ich, der ich diesen Trainerstab fünf Monate nach der erfolgreichen U-20-Weltmeisterschaft in Russland zum zweiten Mal ergänzen durfte – standen ziemlich unter Druck, weil die Schweizer Nationalmannschaft bei den beiden vorherigen Weltmeisterschaften das Minimalziel »Viertelfinal« verpasst hatte. Entsprechend angespannt war vor allem Coach Simpson, der natürlich die Hauptverantwortung trug. Dass einige der besten Spieler kurzfristig ihren Einsatz abgesagt hatten – die einen aufgrund schwerer Verletzungen, die anderen mit eher fadenscheinigen Ausreden –, trug auch nicht wirklich zur Verbesserung der Situation bei. Also überlegten wir, was wir tun könnten, um das Ruder herumzureissen und eine erfolgreiche Weltmeisterschaft zu spielen.

Da die Nationalmannschaft oft innerhalb kurzer Zeit mit Spielern aus den verschiedenen Klubs und Ligen zusammengesetzt wird, ist der Teamspirit ein entscheidender Faktor. Mit der richtigen Energie lässt sich enorm viel beeinflussen. Die Rechnung ist simpel: Du hast zwei Mannschaften, beide sind technisch und taktisch auf demselben Niveau. Die eine hat weniger Energie, die andere mehr. Wer gewinnt? – Genau, die Mannschaft mit mehr Energie. That's it. Ich bin überzeugt davon: Am Ende geht es darum, wer untereinander den besten Kitt hat. Mit dem richtigen

Spirit kann ein Team über sich hinauswachsen. Und, ja, sogar technische Defizite wettmachen.

Für uns war deshalb klar: Wir mussten Energie und Kraft in unsere Nationalmannschaft bringen und uns als Team auf unsere Stärken besinnen. Aufgrund dieser Ausgangslage setzten wir auf das Überraschungsmoment und wählten auch junge Spieler aus, die noch nie an einer Weltmeisterschaft teilgenommen hatten. Einer davon war zum Beispiel Julian Walker, ein grosser, kräftiger Stürmer. Dreimal fragte er ungläubig nach, ob er wirklich nach Stockholm mitdürfe, wo wir diese Weltmeisterschaft bestreiten würden. Erst konnte er es kaum glauben – und dann spielte er ein unglaubliches Turnier. Andere, Stammspieler, boten wir nicht mehr auf. Wir wussten zwar, dass sie in ihren Klubs erfolgreich spielten, spürten aber auch, dass sie diese Energie, die absolute Bereitschaft, alles für die Nationalmannschaft zu geben, nicht zu hundert Prozent mitbrachten.

So trafen wir uns anlässlich des letzten Vorbereitungscamps vor der WM im Rittersaal eines Hotels in Rapperswil, wo wir mit der Arbeit begannen. Und zwar ganz am Anfang, bei unseren Wurzeln. Wir redeten über die Geschichte der Schweiz und unsere Vorfahren und in diesem Zusammenhang auch über die Reisläufer, spätmittelalterliche Söldner, kaltblütige und brutale Männer, die sich auf eigene Faust in fremden Diensten verdingten und bis ins 17. Jahrhundert im Dienst europäischer Herrscher standen. Einige unserer Vorfahren waren also echte Kämpfer! Nicht, dass wir von unseren Jungs erwartet hätten, dass sie kaltblütig und brutal vorgehen sollten, nein. Wir wollten mit diesem Rückblick auf unsere Urahnen lediglich aufzeigen, dass wir Schweizerinnen und Schweizer eben nicht nur über Tugenden wie Bodenständigkeit und Bescheidenheit verfügen, sondern auch über Kampfgeist. Diesen Fighting Spirit wollten wir in den Jungs wecken.

Ebenfalls dabei waren unser langjähriger Masseur Kari Müller – der, wenn er nicht gerade mit der Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft unterwegs ist, eine eigene Praxis für medizinische Sportmassagen und mentales Coaching betreibt – sowie der Schwinger Martin Grab, den Kari seit einigen Jahren mental betreute. In einem faszinierenden Referat sprach Kari über die Wichtigkeit von Fokussierung und Zentrierung, darüber, wie ein Athlet seine Energie bündeln und wohin er seinen Fokus lenken sollte. Denn: Wo sein Fokus ist, ist seine Energie. Richtet er seinen Fokus vor dem Wettkampf auf sein Handy, geht seine Energie dahin, und er verliert sich in dieser Ablenkung. Richtet er seinen Fokus während des Wettkampfs auf die Zuschauer auf der Tribüne, geht seine Energie dorthin, und er verliert sich in jener Ablenkung. Die Liste könnte beliebig fortgesetzt werden. Kari hatte deshalb ein sogenanntes Zonensystem für Martin erarbeitet. Dieses half dem ehemaligen Spitzenschwinger, sich während eines langen Wettkampftags zum richtigen Zeitpunkt zu fokussieren und seine Energie perfekt einzuteilen. Nach Karis Referat erzählte uns Martin von seinen Erfahrungen mit diesem Mentalsystem und davon, wie es ihn im Jahr 2010 bis in den Schlussgang des Eidgenössischen Schwingfests in Frauenfeld gebracht hatte. Es war sehr spannend, von diesem Hünen von Mann zu erfahren, mit welcher Energie er in den Ring ging und wie er sich vor, während und zwischen den einzelnen Gängen verhielt.

Anschliessend kreierte wir gemeinsam für Stockholm unser eigenes Hockey-Zonensystem, das man sich ungefähr so vorstellen kann: In der Zone Hotel geht es familiär zu und her. Man trifft sich mit Freunden und der Familie, scherzt, lacht, die Atmosphäre ist locker und entspannt. In der Zone Bus schneiden wir uns bewusst von der Aussenwelt ab und treten ein in die Hockeywelt. Die Handys sind aus, der Umgangston wird sachlich.

Spätestens in der Zone Garderobe geht es um die individuelle Vorbereitung. Jetzt wird es still. Jeder Spieler widmet sich seinem eigenen Ritual, um die Metamorphose zum Kämpfer zu durchlaufen. Der eine benötigt mehr Zeit dafür, der andere weniger. Um diesem Individualismus Sorge zu tragen, dachten wir uns auch für die Garderobe etwas Besonderes aus: eine Schweizer Karte in Form eines Mannschaftspuzzles. Die Idee dahinter: Jeder Spieler bekommt ein Puzzleteil, auf dem sein Porträtbild abgedruckt ist. Wer sich bereit fühlt für das Match, fügt sein Puzzleteil in die Schweizer Karte an der Wand ein. Ist das Puzzle komplett, ist das Team komplett, und jeder weiss, ohne Worte, dass alle hundertprozentig bereit sind für die bevorstehende Aufgabe. Wichtig ist, dass auch der gesamte Trainerstab, die ganze Delegation mitmacht. Wäre nämlich einer schon fokussiert in seinem Tunnel, während der andere noch Witze reisst, würde das den Energieaufbau empfindlich stören. Deshalb ist es essenziell, dass die eher lauten Spieler Rücksicht nehmen auf diejenigen, die sich in aller Ruhe vorbereiten. Nach dem Match schnappt sich dann jeder sein Puzzleteil, lässt die Anspannung los und geht wieder seine eigenen Wege.

Dies war unser Plan – in Stockholm setzten wir ihn erfolgreich um. Coach Simpson war übrigens immer der Letzte, der sein Puzzleteil einfügte. Und für Raphael Diaz, der erst im Laufe der WM von der NHL zum Nationalteam stiess, bastelten wir kurzerhand ein zusätzliches Teil samt Karabinerhaken, damit er sich ebenfalls in die Schweizer Karte einklinken konnte. Dieses Zonensystem funktionierte für uns wie eine Gebrauchsanleitung. Es half uns, unseren Fokus und unsere Energie während des gesamten Turniers aufrechtzuerhalten. Martin Grab und Kari Müller waren also in unserer Vorbereitung auf die Weltmeisterschaft 2013 unglaublich wertvoll.

Wir hatten an diesem Tag in Rapperswil einiges über unsere Vorfahren und die Schweizer Geschichte gelernt, über Fokussierung und Zentrierung geredet und unser eigenes Zonensystem kreiert. Und wir hatten beobachten können, wie sich die Jungs dabei mehr und mehr aufrichteten. Als letzter Event fand die legendäre Rookie-Taufe statt. Unter einem Rookie verstehen wir im Spitzensport einen jungen, noch eher unerfahrenen Sportler. Für seinen offiziellen Einstand in die Nationalmannschaft denkt sich der Trainerstab etwas Lustiges aus, am besten etwas, das ihm ein bisschen peinlich ist. Nachdem es in den vergangenen Jahren zum Standard geworden war, dass Spieler an Grossanlässen Kaugummi kauten, anstatt die Landeshymne mitzusingen, schlug Kari unserem Captain Mathias Seger vor, unsere sieben Rookies vor versammelter Mannschaft die Landeshymne vorsingen zu lassen, und zwar so lange, bis ihr Gesang den Routiniers genehm war. Ich war sofort begeistert von dieser Idee, auch, weil ich ein Fan der Hymne bin. Sie ist für mich eine schöne Möglichkeit, die Dankbarkeit seinem Land gegenüber auszudrücken und dessen Geschichte zu ehren. Trotzdem: Ich war 37 Jahre jung, und noch vor wenigen Jahren hatte ich selber mit oder gegen einige der versammelten Jungs Hockey gespielt. Und jetzt sollte ich ihnen als Assistenzcoach unsere Landeshymne beibringen? Das war schon ziemlich speziell.

Egal. Wir drückten unseren Rookies je ein Blatt Papier mit der ersten Strophe der Hymne in die Hand, aus irgendeinem Handy spielten wir die Melodie ab, und dann ging es los: Einmal sangen die Deutschschweizer, dann die Französischsprachigen, dann alle zusammen. Anschliessend mussten die alten Haudegen den Jungen vorführen, wie man es richtig macht. Am Anfang waren einige ziemlich gehemmt, und bestimmt haben auch manche innerlich den Kopf geschüttelt. Aber am Schluss stellte sich das ganze Team

im Kreis auf, und gemeinsam sangen wir uns in einen coolen Groove hinein. Die Rookie-Taufe war eine lustige Übung für uns alle. Dass daraus etwas ganz Besonderes entstehen sollte, ahnten wir damals natürlich noch nicht.

Physisch waren wir bereit. Wir hatten im Vorfeld hart auf dem Eis und im Krafraum trainiert. Jetzt hatten wir auch den Kampfgeist der Mannschaft geweckt, uns als Team mit der Schweiz verbunden, unsere Ehre herausgekitzelt und an unseren Stolz appelliert. Dabei ging es nicht mehr um Taktik, sondern nur noch um Emotionen.

Und dann flogen wir nach Stockholm. Innerhalb des Trainerstabs herrschten immer noch gemischte Gefühle. Auch deshalb, weil uns nach wie vor ein wesentliches, wenn nicht das wichtigste Puzzleteil überhaupt fehlte: die konkrete Zielsetzung für diese Weltmeisterschaft! Dieser Prozess ist sehr delikate. Definiert nämlich der Trainerstab das Ziel, verstehen es die Spieler als Auftrag, den sie zu erfüllen haben. Kommt die Zielsetzung aber von ihnen selbst, ist die Motivation eine völlig andere. Für uns war deshalb wichtig, dass sich die Spieler das Ziel selbst setzten. Nur: In 48 Stunden würde das Turnier losgehen, aber das Herz unseres Projektes schlug immer noch nicht. Konkret: Es gab zwar Vorgaben des Verbandes und Erwartungen von Fans und Sponsoren, aber nach wie vor keine klare Ansage unserer Jungs. Also schlug Kari eine etwas unkonventionelle Massnahme vor: die »Papstwahl«. In Absprache mit der ganzen Staff sperren wir die Spieler, ohne Trainerstab, im Speisesaal ein und sagten ihnen, dass sie erst wieder herauskommen könnten, wenn sie sich als Team auf ein Ziel geeinigt hätten. Es verging geraume Zeit, bis Captain Seger von innen an die Tür klopfte und verkündete, das Ziel sei gefunden. Es lautete: »Wir wollen an dieser Weltmeisterschaft eine Medaille holen!« Er sagte aber auch, dass sie ihr Ziel für sich behalten

wollten, solange sie die Medaille nicht in ihren Händen halten würden. Halleluja, das Kind war geboren! Genau so wollten wir es machen.

Einen Plan hatten wir nun, aber würde er tatsächlich den Praxistest bestehen? Gut, dass wir mit Mathias Seger einen Captain hatten, der es ausgezeichnet schaffte, die Mannschaft weiter zusammenzuschweissen. »Segi« ist einer, der die Jungs nicht nur auf dem Eis, sondern auch in der Garderobe unermüdlich und mit viel Herzblut anfeuert. Er hat die besondere Gabe, sofort eine Beziehung zwischen den unterschiedlichsten Charakteren herzustellen. Tatsächlich kenne ich keinen einzigen Menschen, der ihn nicht mag. Er verfügt über diese sympathische Art, die sofort für gute Laune sorgt und eine positive Atmosphäre schafft. Selbst Marc Crawford, einst Trainer von Joe Sakic und Peter Forsberg – zwei Eishockey-Weltstars –, sagte mir einmal, Mathias Seger sei der beste Captain gewesen, den er je gehabt habe. Segi ist ein authentischer Leader, der unsere Ideen von Anfang an unterstützte und mittrug. Für die bevorstehende Aufgabe, aus der wir mit einer Medaille herauskommen wollten, war er der perfekte Captain.

Das erste Spiel gegen das Heimteam aus Schweden gewannen wir mit 3:2. Klar, man kann sagen, das sei Glück gewesen. Aber ich sage: »Wir haben gekämpft wie die Löwen!« Und dann bestätigten wir unsere Leistung, indem wir im zweiten Spiel Kanada 3:2 schlugen – ein Sieg, der sehr wichtig war für den weiteren Verlauf des Turniers. Nach jedem Match bildeten wir in der Garderobe einen Kreis, unsere Hände ruhten auf den Schultern der Kameraden rechts und links von uns, in unserer Mitte auf dem Boden lag die Schweizer Fahne, und gemeinsam sangen wir die Schweizer Hymne. Dann gewannen wir auch das dritte Spiel gegen Tschechien 5:2 und spürten mehr und mehr: Das kommt

gut! Nacheinander gewannen wir die Spiele vier gegen Slowenien, fünf gegen Dänemark, sechs gegen Norwegen und sieben gegen Weissrussland und zogen ins Viertelfinal ein. Das Minimalziel war geschafft! Die Hymne sangen wir derweil immer leidenschaftlicher. Im Viertelfinal schlugen wir Tschechien 2:1 und dann, im Halbfinal, die USA 3:0. Als wir ins Final gegen Schweden einliefen, kannten wir jede Textzeile des Schweizerpsalms in- und auswendig.

Leider verloren wir diese letzte Partie 1:5 – doch wir gewannen Silber. Silber an einer Weltmeisterschaft! Das hatte es in der Geschichte des Schweizer Eishockeys noch nie gegeben! Mehr noch: Seit über fünfzig Jahren hatte keine Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft mehr eine Medaille gewonnen. Nie zuvor hatten wir eine derartige Konstanz und Qualität gezeigt. Diese Mannschaft hatte absolut überperformt.

Da merkte ich: Aha, es geht doch! Wir können es! Es ist nur in unserem Schädel. Wir müssen an uns glauben. Wir müssen uns vertrauen. Wenn wir uns vertrauen, können wir Eishockey spielen wie Weltmeister!

In ausgelassener Stimmung traten wir den Heimflug an. Die Landung in Zürich war sanft, und als wir zum Gate rollten, passierte etwas Unvergessliches: Captain Segi hatte – einer Eingebung folgend – die Crew dazu veranlasst, über das Board-Telefon die Nationalhymne abzuspielen. Und dann tat das ganze Team, was man eigentlich nicht tun sollte, solange das Flugzeug noch rollt: Einer nach dem anderen erhob sich und begann zu singen. Schliesslich standen wir alle aufrecht im Flieger und sangen noch einmal inbrünstig unsere Landeshymne. Das war unvergesslich, ein einzigartiger Moment – vielleicht sogar der berührendste Moment meines ganzen Sportlerlebens. Mir stellt es heute noch die Haare auf, wenn ich daran denke. Noch einmal spürten wir diese

Kraft innerhalb der Mannschaft, diese unglaubliche Energie und Verbundenheit mit unserem Land.

Später wurden wir von den vielen, vielen Fans in Empfang genommen. Das war ein Tohuwabohu in der Ankunftshalle! Alle haben sich mit uns gefreut und mit uns die Silbermedaille gefeiert. Und dort, in jenem Moment, spürte ich zum ersten Mal diesen echten, inneren Stolz – in unserer Mannschaft, in unserem Trainerstab, der ganzen Delegation, den vielen Fans und Kids. Seither ist es in meinem Schädel eingebrannt: Wir Schweizerinnen und Schweizer sind ein stolzes Volk. Der Stolz steckt tief in uns drin.

Rückblickend kann ich sagen, dass wir wohl etwas zu überheblich in die letzte Partie gegen Schweden gegangen waren. Nach der 1:0-Führung im Final waren wir unkonzentriert und liessen dumme Gegentore zu. Heute bin ich überzeugt davon: Es hatte damit zu tun, dass wir unser Ziel, eine Medaille, bereits erreicht und deshalb im letzten Spiel unseren Fokus verloren hatten. Allerdings lernten wir aus dieser Situation enorm viel für die Zukunft: Erreichen wir das nächste Mal ein Final, wissen wir, was wir zu tun haben.

Für mich persönlich war die WM 2013 der Startschuss, um in Zukunft den Weg im Sport mit dieser Energiearbeit zu gehen und sie weiter zu vertiefen. Denn: Qualitativ waren wir als Mannschaft unterlegen. Aber dank unserem Teamspirit und Mindset fegten wir einen Gegner nach dem anderen vom Eis. In Stockholm lernte ich, was man aus einer Mannschaft herausholen kann, wenn die Energie stimmt.



Ich habe schon einmal Ähnliches erlebt, bei meiner letzten Saison 2008/2009, als noch aktiver Spieler beim EV Zug. Die halbe Mannschaft plagte sich mit Verletzungen herum, wir dümpelten während der gesamten Saison auf den letzten Rängen, einmal lagen wir ganze fünfzehn Punkte hinter den Playoff-Punkten zurück. Rundum herrschte Chaos, und bald hiess es, unser Coach, der Kanadier Doug Shedden, solle entlassen werden. Ich war damals im Captain-Team und sagte: »Ihr müsst keinen Trainer entlassen, es liegt nicht am Coach!«

Entsteht in einer Mannschaft eine Krise oder werden Erwartungen nicht erfüllt, sucht man die Lösung gern im Aussen. Man versucht, die Misere zu lösen, indem man teure Spieler einkauft oder den Trainer auswechselt. Wir als Team waren uns aber sicher, dass alles Notwendige innerhalb unseres Kreises vorhanden war. Wir glaubten an unseren Coach. Doug war ein guter Typ, der nicht alles allein lösen wollte, sondern uns immer mit in sein Boot holte. Dadurch standen auch wir Spieler in der Verpflichtung, dass es wieder gut kam. Wir hatten uns selber in diese Situation hineinmanövriert, also wollten wir auch selber wieder rausfinden. Und zwar gemeinsam. Das schweisste uns zusammen. Wir waren ein guter Kern von Jungs, die auch neben dem Hockey viel Zeit beim Pokern, Essen oder Golfen miteinander verbrachten. Wir mochten einander. Auch unsere Freundinnen und Frauen verstanden sich gut. Und dann schafften wir tatsächlich den Turn-around. Wie? Indem wir uns zusammenrissen, die Ruhe bewahrten und zusammenhielten. Nie fiel einer dem anderen in den Rücken. So konnten wir fünfzehn der letzten siebzehn Matches vor den Playoffs gewinnen und ein Unentschieden spielen.

Und dann kam das alles entscheidende letzte Wochenende. Es war der zweitletzte Spieltag. Wir spielten in Langnau gegen unseren Tabellennachbarn und wussten: Wir müssen ihn schlagen,

sonst tauchen wir ab. Wir schafften es und sicherten uns an diesem Samstag dank unserem Sieg unseren Platz in den Playoffs. Zumindest bis Sonntag, denn da mussten wir daheim gegen Kloten gewinnen – für den Fall, dass Langnau in Lugano zuschlug, was tatsächlich geschah. Doch wir besiegten auch Kloten und zogen im letzten Moment, mit zwei Punkten Vorsprung, in die Playoffs ein.

An jenem Wochenende ging in Zug die Fasnacht los. Schon fünf Minuten nach dem Match sass jeder von uns verkleidet in der Garderobe. Einer war der grüne Hulk, der nächste ein Gorilla, ich selber verzichtete ausnahmsweise auf meine Lieblingsverkleidung – Taucheranzug, Schnorchel, Flossen und zwei Tanks auf dem Rücken, damit wir nicht verdursteten – und wurde stattdessen zum Piraten mit Schnauzer und Augenklappe. Nur Travis Green, der heutige Coach bei den Vancouver Canucks, wollte nicht so richtig mitmachen. »I don't like carnival«, sagte er trocken, und hatte als Einziger kein Kostüm dabei. Also halfen wir ein bisschen nach, und innerhalb von zehn Minuten war auch er komplett verkleidet. Dann gingen wir alle zusammen feiern, und auch Travis hatte unglaublich viel Spass.

Diese Episode zeigt, wie wir als Mannschaft tickten und wie stark unser Zusammenhalt war: Wir waren dermassen von unserem Sieg gegen Kloten und unserem Einzug in die Playoffs überzeugt, dass wir alle schon mit einer Verkleidung in der Tasche zum Spiel kamen.

Dann, in der ersten Playoff-Runde, war die Energie in unserer Mannschaft superstark. Wir flogen förmlich über das Eis! Den Dominator der Saison, den SC Bern, schalteten wir in der Best-of-Seven-Serie mit 4:1-Siegen sang- und klanglos aus. Erst in der zweiten Playoff-Runde mussten wir uns geschlagen geben. Wir zahlten Tribut für den harten Weg, der hinter uns lag. Kein Wun-